

Joanna Cannon
Der Sommer der schwarzen Schafe

Joanna Cannon

DER
SOMMER DER
SCHWARZEN
SCHAFE

Roman

Aus dem Englischen von
Astrid Finke



LIMES

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»The Trouble with Goats and Sheep« bei Borough Press, London.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Songtexte:

- »Bye Bye Baby« © Bob Gaudio, Bob Crewe
»Knock Three Times« © Irwin Levine, L. Russell Brown
»Crazy« © Willie Nelson
»Save all your kisses for me« © Tony Hiller, Lee Sheriden, Martin Lee



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2017 bei Limes Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © Joanna Cannon 2016

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017 by Limes,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung und -abbildung: www.buerosued.de

JB · Herstellung: RN

Satz: GGP Media GmbH, Pöbneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-8090-2669-3

www.limes-verlag.de

Für Arthur und Janice



AVENUE, NUMMER 4

21. JUNI 1976

Mrs. Creasy verschwand an einem Montag.

Das weiß ich, weil es der Tag war, an dem die Müllabfuhr kam und die Straße nach abgeschabten Tellern roch.

»Was hat der denn vor?« Mein Vater deutete mit dem Kopf auf den Spitzenvorhang am Küchenfenster. Mr. Creasy wanderte in Hemdsärmeln über den Bürgersteig. Alle paar Minuten blieb er stehen, spähte um seinen Hillman-Hunter-Wagen herum und beugte sich dabei vor, als horchte er.

»Er hat seine Frau verloren.« Ich nahm mir noch eine Scheibe Toast, weil alle gerade abgelenkt waren. »Obwohl sie wahrscheinlich nur endlich abgehauen ist.«

»Grace Elizabeth!« Meine Mutter drehte sich so schnell vom Herd um, dass Porridge-Bröckchen sich mit ihr umdrehten und auf den Boden flogen.

»Ich zitiere nur Mr. Forbes«, sagte ich. »Margaret Creasy ist gestern Abend nicht nach Hause gekommen. Vielleicht ist sie endlich abgehauen.«

Wir alle beobachteten Mr. Creasy. Er starrte in die anderen Gärten, als könnte Mrs. Creasy möglicherweise in jemandes Blumenrabatten kampieren.

Schließlich verlor mein Vater das Interesse und sprach in seine Zeitung hinein. »Belauschst du eigentlich alle unsere Nachbarn?«

»Mr. Forbes stand in seinem Garten und hat sich mit seiner Frau unterhalten. Mein Fenster war offen. Ich habe zufällig mitgehört, und das ist ja erlaubt.« Eigentlich meinte ich meinen Vater, aber ich sprach Harold Wilson und seine Pfeife auf der Titelseite an.

»Indem er die Straße auf und ab rennt, wird er keine Frau finden«, sagte mein Vater. »Wobei er vielleicht mehr Glück hätte, wenn er es mal bei Nummer zwölf probieren würde.«

Das Gesicht meiner Mutter erwog ein Lächeln. Die beiden gingen davon aus, dass ich das Gespräch nicht verstand, und es war deutlich einfacher, sie in dem Glauben zu lassen. Laut meiner Mutter war ich in einem *schwierigen* Alter. Ich fühlte mich nicht besonders schwierig, also nahm ich an, sie meinte schwierig für sie und meinen Vater.

»Vielleicht ist sie entführt worden«, mutmaßte ich. »Vielleicht ist es heute gefährlich für mich, zur Schule zu gehen.«

»Nein, das ist völlig ungefährlich«, sagte meine Mutter. »Dir passiert nichts. Das würde ich nicht zulassen.«

»Wie kann jemand einfach verschwinden?« Immer noch marschierte Mr. Creasy den Bürgersteig auf und ab. Er hatte schwere Schultern und starrte im Gehen auf seine Schuhe.

»Manchmal brauchen Menschen Raum für sich«, sagte meine Mutter zum Herd. »Wenn sie ein bisschen verwirrt sind.«

»Verwirrt war Margaret Creasy, das kann man wohl sagen.« Mein Vater blätterte zum Sportteil und ruckte an den Seiten, bis sie glatt waren. »Sie hat viel zu viele Fragen gestellt. Vor lauter Gequassel kam man gar nicht wieder weg.«

»Sie hat sich eben für andere Menschen interessiert, Derek. Auch wenn man verheiratet ist, kann man sich einsam fühlen. Und sie hatten keine Kinder.«

Meine Mutter sah mich an, als überlegte sie, ob der letzte Satz überhaupt von Bedeutung war, und dann schaufelte sie Porridge in eine große Schüssel mit lila Herzen am Rand.

»Warum spricht ihr in der Vergangenheit von Mrs. Creasy?«, fragte ich. »Ist sie tot?«

»Aber natürlich nicht.« Meine Mutter stellte die Schüssel auf den Fußboden. »Remington«, rief sie. »Mami hat dir Frühstück gemacht.«

Remington tapste in die Küche. Er war einmal ein Labrador gewesen, aber inzwischen so dick, dass man es schwer erkennen konnte.

»Die taucht schon wieder auf«, sagte mein Vater.

Das Gleiche hatte er über die Katze von nebenan gesagt. Sie war vor Jahren verschwunden und seitdem nie mehr gesehen worden.



Tilly wartete am Gartentor, in einem Pulli, der von Hand gewaschen worden war und ihr bis auf die Knie hing. Obwohl sie die Spangen herausgenommen hatte, blieben ihre Haare genauso, als steckten sie noch drin.

»Die Frau aus Nummer acht ist ermordet worden«, sagte ich.

Schweigend liefen wir die Avenue, in der ich wohnte, bis zur Hauptstraße hinunter. Wir gingen nebeneinander, obwohl Tilly mehr Schritte machen musste, um mitzuhalten.

»Wer wohnt in Nummer acht?«, fragte sie, während wir darauf warteten, dass die Straße frei war.

»Mrs. Creasy.«

Ich flüsterte, für den Fall, dass Mr. Creasy seine Suche ausgedehnt hatte.

»Mrs. Creasy mochte ich. Sie hat mir das Stricken beigebracht. Wir mochten sie, Grace, oder?«

»Oh ja«, sagte ich. »Sehr.«

Wir überquerten die Straße. Es war noch vor neun Uhr, aber die Bürgersteige waren staubig und heiß, und ich spürte den Stoff an meinem Rücken kleben. Die Leute fuhrten mit heruntergekurbelten Fenstern Auto, Musikketzen übersäten die Straße. Als Tilly stehen blieb, um ihre Schultasche auf die andere Schulter zu schieben, sah ich in das Schaufenster von Woolworth neben dem Weg. Es war voller Edelstahltöpfe.

»Wer hat sie ermordet?« Aus der Auslage sprachen einhundert Tillys mit mir.

»Das weiß keiner.«

»Wo war die Polizei?«

Ich betrachtete Tilly in den Töpfen. »Die kommen noch, denke ich mal. Wahrscheinlich haben sie sehr viel zu tun.«

Wir gingen in unseren Sandalen, die auf den Boden klatschten und es wie eine Armee von Füßen klingen ließen, das Kopfsteinpflaster hinauf. Bei Wintereis klammerten wir uns an das Gelände und aneinander, jetzt aber lag der Weg breit vor uns, ein Flussbett aus Chipstüten, durstigem Unkraut und mehligter Erde, die unsere Zehen schmutzig machte.

»Warum hast du denn einen Pulli an?«, fragte ich.

Tilly hatte immer einen Pulli an. Selbst in sengender Hitze zog sie ihn sich über die Fäuste und machte Handschuhe aus den Ärmeln. Ihr Gesicht war magnolienfarben wie die Wände in unserem Wohnzimmer, und der Schweiß hatte ihr glitschige braune Locken auf die Stirn geklebt.

»Meine Mutter sagt, ich kann mir nicht erlauben, mir was einzufangen.«

»Wann hört sie endlich mal auf, sich Sorgen zu machen?« Mich machte das wütend, und ich wusste nicht warum, was mich noch wütender machte, sodass meine Sandalen sehr laut wurden.

»Wahrscheinlich nie«, erwiderte Tilly. »Ich glaube, es liegt daran, dass sie nur eine allein ist. Deshalb muss sie sich doppelt so viele Sorgen machen, um mit allen anderen mitzuhalten.«

»Es passiert bestimmt nicht noch mal.« Ich blieb stehen und nahm ihr die Tasche von der Schulter. »Du kannst den Pulli ruhig ausziehen.«

Sie sah mich durchdringend an. Es war schwierig, Tillys Gedanken zu erraten. Ihre Augen versteckten sich hinter einer dicken Brille mit dunklem Rand, und der Rest von ihr gab auch nur wenig preis.

»Okay.« Sie nahm die Brille ab und zog sich den Pulli über den Kopf. Als sie auf der anderen Seite der Wolle wieder auftauchte, war ihr Gesicht rot und fleckig. Sie gab mir den Pulli, und ich drehte ihn auf die rechte Seite, wie meine Mutter, und legte ihn mir über den Arm.

»Siehst du«, sagte ich. »Völlig ungefährlich. Dir passiert nichts. Das würde ich nicht zulassen.«

Der Pulli roch nach Hustensaft und exotischer Seife. Ich trug ihn bis zur Schule, wo wir in einem See von anderen Kindern untergingen.



Ich kannte Tilly Albert nun ein Fünftel meines Lebens.

Zwei Sommer vorher war sie im Laderaum eines großen weißen Lieferwagens eingetroffen und zusammen mit einem Sideboard und drei Sesseln ausgepackt worden. Ich beobachtete das Ganze damals aus Mrs. Mortons Küche, während ich ein Stück Käsegebäck aß und dem Wetterbericht für die Norfolk Broads lauschte. Wir wohnten nicht in den Norfolk Broads, aber Mrs. Morton war einmal dort im Urlaub gewesen und blieb gern auf dem Laufenden.

Mrs. Morton passte auf mich auf.

Würden Sie ein bisschen auf Grace aufpassen, während ich mich kurz hinlege, sagte meine Mutter immer, obwohl Mrs. Morton nicht viel mit Aufpassen beschäftigt war, sondern abstaubte und backte und aus den Fenstern schaute. Meine Mutter verbrachte den Großteil des Jahres 1974 damit, sich kurz hinzulegen, und so war ich viel bei Mrs. Morton.

Ich betrachtete den weißen Lieferwagen. »Wer ist das denn?«, fragte ich mit vollem Mund.

Mrs. Morton drückte oben auf den Spitzenvorhang, der auf halber Fensterhöhe an einem Draht befestigt war. Von dem ganzen Drücken war er schon so erschöpft, dass er in der Mitte durchhing. »Das müssen die Neuen sein.«

»Wer sind die Neuen?«

»Weiß ich nicht.« Sie schob den Draht noch etwas tiefer. »Aber ich sehe keinen Mann, und du?«

Ich spähte über den Vorhang. Da waren zwei Männer, aber sie trugen Latzhosen und arbeiteten. Das Mädchen, das aus dem Laderaum des Lieferwagens aufgetaucht war, stand weiterhin auf dem Bürgersteig. Es war klein und rund und sehr blass, wie ein riesiger weißer Kiesel, und sein Regenmantel war bis zum Kinn zugeknöpft, obwohl es bei uns seit drei Wochen nicht geregnet hatte. Das Mädchen verzog das Gesicht, als wollte es gleich weinen, und dann beugte es sich vor und übergab sich auf seine Schuhe.

»Igitt«, sagte ich und nahm mir noch ein Stück Gebäck.



Um vier saß das Mädchen neben mir am Küchentisch.

Ich hatte es geholt, weil es auf der Mauer vor seinem Haus saß wie bestellt und nicht abgeholt. Mrs. Morton setzte uns eine Flasche Dandelion and Burdock und ein frisches Päckchen Penguins vor. Damals wusste ich noch nicht, dass Tilly nicht gern vor anderen Menschen aß, sie hielt den Keks in

der Hand, bis ihr der Schokoladenüberzug durch die Finger tropfte.

Mrs. Morton spuckte auf ein Taschentuch und wischte Tilly die Hände ab, obwohl einen Meter entfernt ein Wasserhahn war. Tilly biss sich auf die Lippe und sah aus dem Fenster.

»Wen suchst du?«, fragte ich.

»Meine Mutter.« Tilly wandte sich zu uns um und musterte Mrs. Morton, die erneut spuckte. »Ich wollte mich nur vergewissern, dass sie mich nicht sieht.«

»Nach deinem Vater suchst du nicht?«, fragte Mrs. Morton, die sehr opportunistisch war.

»Da wüsste ich gar nicht, wo.« Diskret wischte Tilly sich die Hände an ihrem Rock ab. »Ich glaube, er wohnt in Bristol.«

»Bristol?« Mrs. Morton steckte sich das Taschentuch zurück in den Strickjackenärmel. »In Bristol habe ich eine Cousine.«

»Wenn ich es mir recht überlege, könnte es auch Bournemouth sein«, sagte Tilly.

»Ach.« Mrs. Morton runzelte die Stirn. »Da kenne ich niemanden.«

»Nein«, sagte Tilly. »Ich auch nicht.«



Wir verbrachten unsere Sommerferien damals an Mrs. Mortons Küchentisch. Nach einer Weile fühlte Tilly sich wohl genug, um mit uns zu essen. Sehr langsam löffelte sie sich Kartoffelbrei in den Mund und stibitzte Erbsen, wenn wir auf dem Wohnzimmerteppich vor ausgebreiteten Zeitungen saßen und sie aus den Hülsen pulten.

»Möchtest du einen Penguin oder ein KitKat?« Mrs. Morton versuchte immer, uns Schokolade aufzudrängen. Sie hatte eine ganze Dose davon in der Speisekammer und keine

eigenen Kinder. Die Speisekammer war riesig und ächzte vor Vanillecremekekse und Karamellstangen, und ich hatte oft wilde Tagträume, in denen ich dort über Nacht eingesperrt war und mich bis zum Platzen mit Paradiescreme vollstopfen musste.

»Nein, danke«, sagte Tilly mit einem sehr kleinen Mund, als hätte sie Angst, Mrs. Morton könnte heimlich etwas dort hineinschmuggeln. »Meine Mutter sagt, ich soll keine Schokolade essen.«

»Irgendwas muss sie doch essen«, hatte Mrs. Morton später zu mir gesagt, als wir Tilly durch ihre Haustür verschwinden sahen. »Sie sieht aus wie ein Fässchen.«



Am Dienstag wurde Mrs. Creasy immer noch vermisst, und noch stärker wurde sie am Mittwoch vermisst, weil sie versprochen hatte, Lose für die Tombola des örtlichen Pubs zu verkaufen. Am Donnerstag wurde ihr Name schon über Gartenzäune und durch Schlangen an der Kasse gereicht.

Was ist denn jetzt mit Margaret Creasy?, fragte einer. Und das war dann immer wie ein Startschuss.

Da mein Vater den Tag in einem Büro am anderen Ende der Stadt verbrachte, musste er sich alles erzählen lassen, wenn er nach Hause kam. Dennoch fragte meine Mutter ihn jeden Abend, ob er etwas Neues von Mrs. Creasy gehört hatte, und jeden Abend seufzte er ganz tief, schüttelte den Kopf und setzte sich zu einer Flasche Bier und Kenneth Kendall vor den Fernseher.



Am Samstagmorgen saßen Tilly und ich auf der Mauer vor meinem Haus und schwangen unsere Beine wie Pendel gegen die Ziegel. Wir beobachteten das Haus der Creasys. Die

Tür war angelehnt und alle Fenster offen, wie um es Mrs. Creasy leichter zu machen, wieder hineinzufinden. Mr. Creasy stand in seiner Garage, zog Kisten von Pappkartonstapeln und untersuchte ihren Inhalt.

»Glaubst du, er hat sie ermordet?«, fragte Tilly.

»Vermutlich ja.« Ich machte eine kurze Pause, bevor ich die neuste Meldung preisgab. »Sie hat keine Schuhe dabei.«

Tillys Augen traten hervor wie bei einem Fisch. »Woher weißt du das?«

»Das hat die Frau auf dem Postamt meiner Mutter erzählt.«

»Deine Mutter mag die Frau auf dem Postamt nicht.«

»Jetzt schon«, sagte ich.

Mr. Creasy nahm sich die nächste Kiste vor. Mit jeder weiteren wurde er chaotischer, schüttete sich den Inhalt vor die Füße und flüsterte unschlüssig mit sich selbst.

»Er sieht nicht aus wie ein Mörder«, sagte Tilly.

»Wie sieht denn ein Mörder aus?«

»Normalerweise haben die einen Schnurrbart. Und sind viel dicker.«

Der Geruch von heißem Asphalt kribbelte in meiner Nase, und ich schob meine Beine an der warmen Mauer hin und her. Man konnte der Hitze nicht entkommen. Jeden Morgen, wenn wir aufwachten, war sie da, beharrlich und ungebrochen, sie hing in der Luft wie ein nicht ausgetragener Streit. Ihretwegen sickerten unsere Tage auf Bürgersteige und Terrassen hinaus, und da es uns nicht mehr innerhalb der Mauern hielt, verschmolzen wir samt unserem Leben mit dem Freien. Mahlzeiten, Gespräche und Debatten durften frei herumlaufen und nach draußen. Selbst die Avenue hatte sich verändert. Gewaltige Risse taten sich in gelblichen Rasenflächen auf, und Wege fühlten sich weich und wackelig an. Dinge, die vorher fest und verlässlich ge-

wesen waren, wurden nun biegsam und ungewiss. Nichts kam einem mehr sicher vor. Die Verbindungen, die alles zusammenhielten, wurden von der Temperatur zerstört – das sagte mein Vater –, aber es war noch unheimlicher. Es fühlte sich an, als verzerrte und verschöbe sich die gesamte Straße und versuchte, sich selbst zu entfliehen.

Eine dicke Fliege tanzte vor Tillys Gesicht eine Acht. »Meine Mutter sagt, Mrs. Creasy ist wegen der Hitze verschwunden.« Sie verscheuchte die Fliege mit dem Handrücken. »Sie sagt, bei solcher Hitze machen die Leute komische Sachen.«

Ich beobachtete Mr. Creasy. Ihm waren die Kisten ausgegangen, und jetzt hockte er auf dem Boden seiner Garage, reglos und schweigend und umgeben von Trümmern seiner Vergangenheit.

»Wahrscheinlich stimmt das«, sagte ich.

»Meine Mutter findet, es muss unbedingt regnen.«

»Da hat sie vermutlich recht.«

Ich sah zum Himmel, der wie ein Meer über unseren Köpfen hing. Es sollte noch sechsundfünfzig Tage lang nicht regnen.



ST. ANTHONY'S

27. JUNI 1976

Am Sonntag gingen wir in die Kirche und baten Gott, Mrs. Creasy zu finden.

Meine Eltern baten nicht, weil sie ausschließen, aber Mrs. Morton und ich saßen ganz weit vorne, damit Gott uns besser hören konnte.

»Glauben Sie, es funktioniert?«, flüsterte ich ihr zu, als wir auf den rutschigen Kissen knieten.

»Tja, schaden kann es jedenfalls nicht.«

Ich verstand nicht viel von dem, was der Pfarrer erzählte, aber hin und wieder lächelte er mich an, und ich bemühte mich, sündenfrei und interessiert zu wirken. Die Kirche roch nach Wachs und altem Papier und bot uns Schutz vor einer dicken Sonne. Die Holzrippen im Dach wölbten sich über der Gemeinde, saugten Hitze und Schweiß in kühlen, trockenen Stein, und ich fror in meinem Baumwollkleid. Wir hatten uns locker über die Bankreihen verteilt, damit es voll aussah, aber ich rutschte näher an Mrs. Morton und die Wärme ihrer Strickjacke heran. Als sie die Hand ausstreckte, nahm ich sie, obwohl ich dafür schon zu alt war.

Die Worte des Pfarrers grollten wie ferner Donner.

»So will ich mich von euch finden lassen und will euer Gefängnis wenden.«

Eine Schweißperle wanderte an Mrs. Mortons Schläfe hinab. In der Kirche einzudösen war leicht, wenn man sich richtig hinsetzte.

»Und will hinter ihnen her sein mit Schwert, Hunger und Pestilenz, darum dass sie meinen Worten nicht gehorchen.«

Das erregte meine Aufmerksamkeit.

»Er begehrt mein, so will ich ihm aushelfen; er kennt meinen Namen, darum will ich ihn schützen. Er ruft mich an, so will ich ihn erhören.«

Ich betrachtete das dicke goldene Kreuz auf dem Altar. Es spiegelte jeden Einzelnen von uns: den Frommen und den Gottlosen, den Opportunisten und den Gläubigen. Jeder von uns hatte seine Gründe, hier zu sein, ruhig und erwartungsvoll verbargen sie sich zwischen den Seiten des Gesangbuchs. Wie würde Gott es schaffen, uns allen zu antworten?

»Lamm Gottes«, sagte der Pfarrer. *»Du nimmst hinweg die Sünde der Welt, erbarme dich unser.«*

Und ich fragte mich, ob wir Gott baten, Mrs. Creasy zu finden, oder ihn nur baten, ihr zu vergeben, dass sie überhaupt verschwunden war.



Wir liefen hinaus in buttrigen Sonnenschein. Er hatte sich über die Gräber ausgebreitet, bleichte die Steine aus und hob die Namen der Toten hervor. Ich sah ihm zu, wie er die Mauern der Kirche hinaufkroch, bis er die bunten Fenster erreichte, wo er rote und lila Splitter in einen wolkenlosen Himmel warf. Mrs. Morton und ihre Hand waren von einer Schar tüchtiger Frauen mit Hut in Beschlag genommen worden, also spazierte ich in sorgsam horizontalen Linien über den Friedhof, um nicht aus Versehen auf jemanden zu treten.

Der Boden fühlte sich gut unter meinen Schuhen an. Er wirkte sicher und erfahren, als hätten die ganzen Knochen, die dort begraben waren, Weisheit in der Erde wachsen lassen. Ich lief an Ernests und Mauds und Mabels vorbei, jetzt nur noch vom über ihren Namen wachsenden Löwenzahn geliebt und unvergessen, bis ein ordentlicher Kiesweg mich zum Altarraum führte. Hier waren die Gräber so alt, dass Flechten sich in die Buchstaben und Zahlen eingefressen hatten, und die Steine kippten und taumelten wie Betrunkene.

Hinter einem mit grünen und weißen Kringeln gemusterten Grab setzte ich mich auf frisch gemähtes Gras. Da ich wusste, dass die Frauen mit den Hüten gern mal zeitraubend waren, bastelte ich eine Gänseblümchenkette. Ich war gerade bei der fünften Blume angelangt, als sich die Tür zum Altarraum öffnete und der Pfarrer erschien. Die Brise fuhr unter seinen Chorrock, sodass er sich bauschte wie ein Laken auf einer Wäscheleine. Der Pfarrer marschierte über den Friedhof, um eine leere Chipstüte aufzuheben, und als er wieder zurückkam, zog er den Schuh aus und schlug ihn an die Kirchentür, um die Grashalme abzuklopfen.

Ich hatte nicht gewusst, dass so etwas erlaubt war.

»Warum verschwinden Leute?«, fragte ich ihn von hinter dem Grabstein. Er klopfte weiter, aber langsamer und sah sich über die Schulter.

Da ich merkte, dass er mich nicht sehen konnte, stand ich auf.

»Warum verschwinden Leute?«, wiederholte ich.

Der Pfarrer zog den Schuh wieder an und kam zu mir. Er wirkte größer als vorhin in der Kirche und sehr ernst. Die Falten auf seiner Stirn waren tief, als hätte sein Gesicht die gesamte Zeit damit verbracht, ein wirklich schwieriges Problem zu lösen. Er sah mich nicht an, sondern über die Grabsteine hinweg.

»Viele Gründe«, sagte er schließlich.

Das war eine blöde Antwort. Auf die war ich schon ganz allein gekommen, und ich hatte nicht mal Gott fragen können.

»Zum Beispiel?«

»Sie verlassen den Weg. Sie treiben vom Kurs ab.« Jetzt sah er mich an, und ich blinzelte durch den Sonnenschein zu ihm hinauf. »Sie verirren sich.«

Ich dachte an die Ernests und die Mauds und die Mabels. »Oder sie sterben«, sagte ich.

Stirnrunzelnd wiederholte er meine Worte. »Oder sie sterben.«

Der Pfarrer roch ganz genau wie die Kirche. Glaube hatte sich in den Falten seiner Kleidung verfangen, und meine Lungen füllten sich mit dem Duft von Wandteppichen und Kerzen.

»Und wie hindert man Menschen daran zu verschwinden?«, fragte ich.

»Indem man ihnen hilft, Gott zu finden.« Er verlagerte sein Gewicht, sodass der Kies unter seinen Schuhen knirschte. »Wenn Gott in einer Gemeinschaft existiert, geht niemand verloren.«

Ich dachte an unsere Siedlung. Die ungewaschenen Kinder, die aus Häusern quollen, und die betrunkenen Streitigkeiten, die durch Fenster kullerten. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Gott sich dort sehr oft aufhielt.

»Wie findet man Gott?«, fragte ich. »Wo ist er?«

»Überall ist er. Überall.« Er wedelte mit den Armen, um es mir zu zeigen. »Man muss nur genau hinsehen.«

»Und wenn wir Gott finden, sind alle sicher?«

»Natürlich.«

»Sogar Mrs. Creasy?«

»Selbstverständlich.«

Eine Krähe schälte sich aus dem Kirchendach, und ein mörderischer Schrei erfüllte die Luft.

»Wie kann Gott das?«, fragte ich. »Wie kann er uns daran hindern zu verschwinden?«

»Du weißt doch, dass der Herr unser Hirte ist, Grace. Wir sind nur Schafe. Nur Schafe. Wenn wir vom Weg abkommen, muss Gott uns finden und zurück nach Hause bringen.«

Während ich darüber nachdachte, betrachtete ich meine Füße. Grashalme hatten sich durch meine Socken gebohrt und gruben scharfe rote Linien in meine Haut.

»Warum müssen Menschen sterben?«, fragte ich, aber als ich aufsaß, stand der Pfarrer schon wieder an der Tür zum Altarraum.

»Kommst du zum Tee im Gemeindesaal?«, rief er.

Eigentlich wollte ich nicht. Ich wäre lieber zu Tilly gegangen. Ihre Mutter hielt nichts von institutionalisierter Religion und hatte Angst, wir würden alle vom Pfarrer gehirngewaschen, aber ich musste Ja sagen, sonst wäre es gewesen, als hätte ich Jesus abgewiesen.

»Okay«, sagte ich und zupfte die Grashalme von meinen Knien.



Auf dem Weg von der Kirche zum Gemeindesaal lief ich hinter Mrs. Morton her. Der Streifen Wiese am Rand strotzte vor Sommer: Sternmiere und Butterblumen und hoher Fingerhut, der Blütenstaubwolken aus üppigen lila Glöckchen blies. Die Brise hatte sich gelegt und hinterließ uns eine Rasierklingenhitze, die mir in die Oberarme schnitt und das Sprechen zu anstrengend machte. Wir trotteten im Gänsemarsch, schweigende Pilger, die von einem Schrein mit Tee und Keksen angezogen wurden, alle in Sonntagskleider geklemmt und mit Schweiß verziert.

Als wir den Parkplatz erreichten, saß Tilly auf der Mauer. Sie war dick mit Sonnenmilch eingeschmiert und trug einen Südwester.

»Einen anderen Hut hab ich nicht gefunden«, sagte sie.

»Ich dachte, deine Mutter will nicht, dass du religiös bist?«
Ich streckte ihr die Hand entgegen.

»Sie räumt gerade Regale im Supermarkt ein«, sagte Tilly und wuchtete sich von der Mauer.

Der Gemeindesaal war ein flaches weißes Gebäude, das am Ende des Wegs hockte und aussah, als wäre es vorübergehend dort abgestellt worden, solange jemand sich überlegte, was er damit machen wollte. Im Inneren klirrte es vor Teetassen und Tüchtigkeit. Sonntagsabsätze klapperten auf Parkettfußboden, und riesige Edelstahlkessel spuckten und zischten uns aus der Ecke an.

»Ich nehme Bovril«, sagte Tilly.

Während Mrs. Morton auf der anderen Seite des Raums unsere Getränke bestellte, betrachtete ich sie eingehend. Die frühe Witwenschaft hatte sie gezwungen, sich aus den Resten anderer Leute ein Leben zu basteln, und sie hatte sich in eine leuchtende Unentbehrlichkeit gebacken und gekümmert und gestrickt. Ich fragte mich, wie Mrs. Morton wohl wäre, wenn sie noch einen Ehemann hätte – wenn Mr. Morton nicht im Fußraum seines Wagens nach der New-Seekers-Kassette gesucht und sich auf diese Weise ungebremst auf den Mittelstreifen der M4 gesteuert hätte. Es hatte eine Beifahrerin gegeben (raunte man), die in knöchellangem Schwarz und knallrotem Lippenstift auf der Beerdigung erschienen war und so heftig geschluchzt hatte, dass sie von einem besorgten Küster aus der Kirche gebracht werden musste. An all das erinnerte ich mich nicht. Ich war noch zu klein gewesen. Ich kannte Mrs. Morton nur so, wie sie jetzt war; in Tweed und sauber geschrubbt und wie

ein Kieselstein in einem eigentlich für zwei eingerichteten Leben rasselnd.

»Bovril.« Mrs. Morton reichte Tilly einen Becher mit der Fleischbrühe. Wir alle wussten, dass sie sie nicht trinken würde, taten aber so – selbst Tilly, die sie sich vors Gesicht hielt, bis ihre Brille beschlug.

»Glauben Sie an Gott, Mrs. Morton?« Ich sah zu ihr auf.
Tilly und ich warteten beide.

Sie reagierte nicht sofort, sondern ihre Augen suchten in den Deckenbalken nach einer Antwort. »Ich glaube daran, anderen Leuten nicht am Sonntagvormittag dumme Fragen zu stellen«, entgegnete sie schließlich und ging zur Toilette.

Allmählich füllte sich der Saal. Er war viel voller als die Kirche vorher, und Jeans mischten sich mit Sonntagsstaat. Es sah ganz so aus, als zöge Jesus deutlich mehr Publikum an, wenn er Gebäck verteilte. Da waren Leute aus unserer Straße, die Forbes und der Mann, der ständig seinen Rasen mähte, und die Frau aus dem Eckhaus, die von einer Kinder-schar umringt war. Sie hingen an ihrer Hüfte und ihren Beinen, und ich sah die Frau unauffällig Kekse in ihre Tasche schieben. Alle standen mit Zeitungen unter der Achsel und Sonnenbrillen auf der Stirn da, und in einer Ecke stritt sich jemandes Spitz mit einem Border Collie. Es wurde über die Wasserknappheit geredet und über James Callaghan und ob Mrs. Creasy schon wieder aufgetaucht war. War sie nicht.

Niemand erwähnte Jesus.

Sehr wahrscheinlich hätte ihn nicht mal jemand bemerkt, wenn er den Raum betreten hätte, es sei denn, er hätte zufällig eine Biskuitrolle dabei gehabt.



»Glaubst du an Gott?«, fragte ich Tilly.

Wir saßen in einer Saalecke auf blauen Plastikstühlen, die

uns den Schweiß aus der Haut saugten, Tilly mit der Nase über ihrem Bovril und ich mit wie einen Schild vor die Brust gezogenen Knien. In einigem Abstand konnte ich Mrs. Morton sehen, eingeklemt von einem Tapeziertisch und zwei fülligen Frauen mit geblühten Schürzen.

»Wahrscheinlich«, antwortete Tilly. »Ich glaube, Gott hat mich gerettet, als ich im Krankenhaus war.«

»Woher weißt du das?«

»Meine Mutter hat ihn jeden Tag darum gebeten.« Mit gerunzelter Stirn starrte sie in ihren Becher. »Als es mir besser ging, hat sie das Interesse an ihm verloren.«

»Das hast du mir noch nie erzählt. Du hast immer gesagt, du warst noch zu klein, um dich zu erinnern.«

»Das weiß ich aber noch«, sagte sie. »Und dass Weihnachten war und die Schwestern Lametta in den Haaren hatten. An viel mehr erinnere ich mich nicht.«

Das stimmte. Ich hatte sie gefragt, und zwar oft. Es sei besser für Kinder, wenn sie nicht alles so genau wüssten, hatte sie geantwortet, und die Worte waren immer kursiv aus ihrem Mund gekommen.

Als sie mir zum ersten Mal davon erzählte, warf sie es vollkommen beiläufig ins Gespräch, wie eine Spielkarte. Ich war noch nie jemandem begegnet, der beinahe gestorben wäre, und anfangs ging ich das Thema mit massiver Neugier an. Dann wurde daraus mehr als Faszination. Ich musste alles erfahren, damit ich die Details alle als Schutz zusammensetzen konnte. Als könnte die Wahrheit zu kennen uns irgendwie vor ihr bewahren. Wenn ich einmal beinahe gestorben wäre, hätte ich eine komplette Rede darüber jederzeit abrufbereit gehabt, aber Tilly erinnerte sich nur an das Lametta und dass irgendetwas mit ihrem Blut nicht gestimmt hatte. Das reichte nicht aus, selbst wenn ich alles zusammenfügte wie ein Gebet.

Seit ich davon wusste, hatte ich mich mit ihrer Mutter stillschweigend zur Wachsamkeit verschworen. Tilly wurde beobachtet, wenn wir unter einem makellosen Augusthimmel herumrannten; ein atemloser Blick über meine Schulter, um zu warten, bis ihre Beine meine einholten. Vor einem sengenden Sommer wurde sie mit dem Golfschirm meines Vaters geschützt, ein Leben, weit entfernt von Bordsteinkanten und Rissen in Bürgersteigen, und wenn der September Nebel und Regen brachte, wurde sie so dicht vor den Gasofen gesetzt, dass sich auf ihren Beinen ein rotes Karomuster bildete.

Ich behielt sie immer im Blick, überprüfte ihr Leben auf das geringste Beben von Veränderung, und dennoch ahnte sie nichts davon. Meine Sorgen waren geräuschlos, eine stille Panik, dass die einzige Freundin, die ich je gefunden hatte, mir genommen würde, einfach nur weil ich mich nicht gut genug konzentriert hatte.



Der Lärm im Saal verschwamm zu einem undeutlichen Stimmengewirr. Er war wie ein Motor, der in der Hitze vor sich hintuckerte, angetrieben von Gerüchten und Meinungen. Tilly und ich betrachteten das heiße Fleisch und die fremden Füße um uns herum. Vor uns stand Mr. Forbes, ließ ein Kirschtörtchen durch die Luft segeln und tat seine Ansichten kund, während Wärme in den Stoff seines Hemdes kroch.

»Am Montagmorgen ist er aufgewacht, und sie war weg. Spurlos verschwunden.«

»Nicht zu fassen«, sagte Eric Lamb, der immer noch frisch gemähtes Gras am Hosensaum hängen hatte.

»Man muss den Augenblick genießen, sage ich immer.« Ich beobachtete Mr. Forbes, als er ein weiteres Kirschtörtchen herumkurven ließ, wie um seinen Punkt zu verdeutlichen.

Mrs. Forbes sagte nichts. Sie rutschte nur mit den Sandalen auf dem Fischgrätparkett herum und drehte eine Teetasse auf ihrer Untertasse im Kreis. Ihr Gesicht war vor Sorge ganz verkniffen.

Mr. Forbes musterte sie, während er sein Kirschtörtchen verschwinden ließ. »Reg dich nicht so auf, Dorothy. Damit hat es nichts zu tun.«

»Doch, hat es«, widersprach sie. »Ich weiß es einfach.«

Mr. Forbes schüttelte den Kopf. »Sag du es ihr, Eric. Auf mich hört sie ja nicht.«

»Das ist doch alles längst vorbei. Hier wird es um was anderes gehen. Bestimmt nur ein kleiner Krach«, sagte Eric Lamb. Ich fand, dass seine Stimme weicher klang, tröstend, aber Mrs. Forbes wackelte weiter mit den Füßen und sperrte ihre Gedanken hinter einem Stirnrunzeln ein.

»Oder die Hitze«, sagte Mr. Forbes und tätschelte sich den Bauch, um sicherzustellen, dass die Kirschtörtchen sicher an ihrem Bestimmungsort angekommen waren. »Bei so einem Wetter machen die Leute komische Sachen.«

»Genau«, sagte Eric Lamb. »Die Hitze wird es sein.«

Mrs. Forbes sah von ihrer kreiselnden Teetasse auf. Ihr Lächeln war sehr dünn. »Aber wenn nicht, dann sind wir geliefert, oder?«

Schweigend standen die drei da. Ich sah sie alle einen Blick miteinander wechseln, und Mr. Forbes wischte sich mit dem Handrücken Krümel vom Mund. Als der Blick bei Eric Lamb landete, senkte er den Kopf, um ihm auszuweichen.

Nach einer Weile sagte Mrs. Forbes: »In den Tee muss mehr Milch.« Damit verschwand sie hinter einer Mauer aus sonnenverbrannter Haut.

Ich tippte Tilly auf den Arm, und ein Spritzer Bovril flog auf blaues Plastik.

»Hast du das gehört?«, fragte ich. »Mrs. Forbes sagt, sie sind alle geliefert.«

»Das klingt nicht sehr sonntäglich, oder?«, fragte Tilly, die immer noch ihren Südwester trug. Mit dem Pulloversaum wischte sie das Bovril ab. »In letzter Zeit war Mrs. Forbes ein bisschen ungewöhnlich.«

Das stimmte. Erst wenige Tage vorher hatte ich sie im Nachthemd durch den Garten spazieren und eine längere Unterhaltung mit den Blumenbeeten führen sehen.

Es liege an der Hitze, hatte Mr. Forbes gesagt, als er sie mit einer Tasse Tee und der Fernsehzeitschrift wieder ins Haus holte.

»Warum geben die Leute der Hitze die Schuld an allem?«, fragte Tilly.

»Weil es leichter ist.«

»Leichter als was?«

»Leichter als den anderen die echten Gründe zu sagen.«



Der Pfarrer erschien.

Wir wussten, dass er da war, noch bevor wir ihn sahen, weil im ganzen Raum die Gespräche zu hüsteln und zu stocken begannen. Er teilte die Menge, und hinter ihm schloss sie sich wieder wie das Rote Meer. Unter seinem Talar schien er dahinzugleiten, und er strahlte eine Reglosigkeit aus, durch die jeder, dem er sich näherte, hyperaktiv und leicht hysterisch wirkte. Alle standen ein bisschen gerader, wenn sie ihm die Hand schüttelten, und Mrs. Forbes machte eine Art Knicks.

»Was hat er denn eigentlich in der Kirche gesagt?«, fragte Tilly, während wir beobachteten, wie er sich durch den Raum drängte.

»Dass Gott den Menschen mit Messern hinterherrennt, wenn sie ihm nicht richtig gehorchen.«

Wieder schnüffelte sie an ihrer Brühe. »Das wusste ich noch gar nicht, dass er so was macht.«

Manchmal fiel es mir schwer, den Blick von ihr abzuwenden. Sie war beinahe durchsichtig, so zerbrechlich wie Glas. »Er hat gesagt, wenn wir Gott finden, passt er auf uns alle auf.«

Tilly hob den Kopf. Auf ihrer Nasenspitze war ein Streifen Sonnenmilch. »Glaubst du, dass noch jemand verschwinden wird, Gracie?«

Ich dachte an die Grabsteine und Mrs. Creasy und den aufgebrochenen gelben Rasen.

»Brauchen wir Gott, um auf uns aufzupassen? Sind wir nicht auch so sicher?«, fragte sie.

»Da bin ich mir nicht mehr sicher.«

Ich beobachtete sie und fädelte meine Sorgen auf wie Perlen.



Der Pfarrer beendete seinen Rundgang durch den Saal und verschwand wie der Assistent eines Zauberers hinter einem Vorhang neben der Bühne. Der Gesprächsmotor sprang wieder an, leise und unsicher zunächst, dann in seiner vorherigen Stärke, mit Geschichten von Gartenschlauchverboten und verschwundenen Nachbarinnen.

Wahrscheinlich wäre es dabei geblieben. Wahrscheinlich wäre es noch ein Weilchen so weitergegangen, bis die Leute allmählich nach Hause spaziert wären, um Rosenkohl zu essen, wäre nicht Mr. Creasy durch die Tür gestürmt und an einem erschrockenen Publikum vorbei quer durch den Saal marschiert. Ein Schweigen folgte ihm und ließ nur das Klappern eines Löffels auf einer Untertasse und das gegenseitige Stupsen von Ellbogen übrig.

Vor Mr. Forbes und Eric Lamb blieb er stehen, das Gesicht

wutverzerrt. Tilly sagte hinterher, sie dachte, er würde jemanden schlagen, aber auf mich wirkte er, als wäre ihm sämtliches Schlagen vor Angst vergangen.

Ein paar Sekunden lang hingen die Worte in seinen Augen, dann sagte er: »Ihr habt es ihr erzählt, stimmt's?«

Es war ein Flüstern, das ein Schreien sein wollte, und sein Mund war von Spucke und Empörung umhüllt.

Mr. Forbes wandte sich von den Zuschauern ab und führte Mr. Creasy zu einer Wand. Ich hörte ihn sagen *Herrgott noch mal* und *beruhige dich* und *du meine Güte* und dann: »Wir haben ihr gar nichts erzählt.«

»Warum sollte sie sonst einfach gehen?«, fragte Mr. Creasy. Die Wut schien ihn zu lähmen, und er wurde zu einem Bild des Zorns, starr und reglos bis auf die Röte, die aus seinem Hemd den Hals hinaufkroch.

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Mr. Forbes. »Aber wenn sie es erfahren hat, dann nicht von uns.«

»So blöd sind wir nicht«, sagte Eric Lamb. Er sah sich über die Schulter und auf ein Meer aus Teetassen und Neugier. »Komm, wir bringen dich hier weg und besorgen dir was zu trinken.«

»Ich will verflucht noch mal nichts trinken«, zischte Mr. Creasy wie eine Schlange. »Ich will meine Frau zurück.«

Er hatte keine Wahl. Sie eskortierten ihn aus dem Saal wie Gefängniswärter.

Ich musterte Mrs. Forbes.

Noch lange nachdem sie sich hinter den Männern geschlossen hatte, starrte sie auf die Tür.



AVENUE, NUMMER 4

27. JUNI 1976

Die Straßen in unserer Siedlung waren alle nach Bäumen benannt, und Tilly und ich gingen vom Gemeindesaal über einen Weg nach Hause, der zwischen Platanen und Zedern verlief. Auf beiden Seiten erstreckten sich Wäscheleinen wie Girlanden über verlassene Gärten und warteten auf das Wispern einer Brise, und ich hörte Wassertropfen eine Melodie auf Steinplatten spritzen.

Damals wusste niemand, dass noch viele Jahre von diesem Sommer gesprochen, dass später jede andere Hitzewelle mit dieser verglichen werden sollte und diejenigen, die sie erlebt hatten, nur die Köpfe schüttelten und lächelten, wenn sich jemand über die Temperatur beklagte. Es war ein Sommer der Erlösung. Ein Sommer der Hüpfbälle und Dancing Queens, in dem Dolly Parton Jolene anflehte, ihr den Mann nicht wegzunehmen, und wir alle die Oberfläche des Mars betrachteten und uns dabei klein vorkamen. Wir mussten uns das Badewasser teilen, das Teewasser abmessen und durften auf der Toilette nur bei einem, wie Mrs. Morton es nannte, *besonderen Anlass* spülen. Das einzige Problem daran war, dass dadurch jeder wusste, wenn man einen besonde-

ren Anlass gehabt hatte, was ein bisschen peinlich war. Mrs. Morton sagte, wenn wir nicht aufpassten, stünden uns allen am Ende Eimer und Steigleitungen bevor, und sie gehörte einer Nachbarschaftswache an, die jeden anzeigte, der im Dunkeln seinen Garten wässerte (Mrs. Morton benutzte dafür gebrauchtes Spülwasser, was erlaubt war). *Es kann nur funktionieren, wenn wir alle am gleichen Strang ziehen*, sagte sie. Allerdings wusste ich, dass das nicht stimmte, weil im Gegensatz zum spröden Gelb aller anderen der Rasen von Mr. Forbes weiterhin ein verdächtiges Grün aufwies.



Hinter mir hörte ich Tillys Stimme. Sie trommelte gegen die ausgedörrten Holzlatten der von der Hitze weißlich schimmernden Zäune zu beiden Seiten.

»Was glaubst du?«, fragte sie gerade.

Seit dem Pine Crescent beschäftigte sie sich mit dem, was Mr. Creasy gesagt hatte, versuchte, sich einen Reim darauf zu machen.

»Ich glaube, dass Mr. und Mrs. Forbes etwas damit zu tun haben«, rief ich zurück.

Tilly holte mich ein, ihre Beine kämpften mit dem Satz. »Meinst du, die beiden haben sie ermordet?«

»Ich glaube, sie haben sie alle zusammen ermordet.«

»Danach sehen sie aber gar nicht aus«, überlegte sie. »Meine Mutter findet die Forbes altmodisch.«

»Nein, sie sind sehr modern.« Ich fand einen Stock und zog ihn am Zaun entlang. »Sie haben einen SodaStream.«

Tillys Mutter fand jeden altmodisch. Sie besaß lange Ohringe, trank Campari und trug immer nur leichte Baumwollstoffe. Bei kaltem Wetter waren es einfach mehrere Schichten davon, in die sie sich einhüllte wie in einen Schleier.

»Meine Mutter sagt, Mr. und Mrs. Forbes sind sonderbare Leute.«

»Tja, sie muss es ja wissen«, sagte ich.

Terrassentüren standen in der Hitze offen, und der Geruch von Teig und Brätern entwich aus dem Leben anderer Menschen. Selbst bei über dreißig Grad köchelte noch Rosenkohl auf Herdplatten, tropfte und sammelte sich Soße auf schweren Tellern.

»Ich hasse Sonntage«, sagte ich.

»Warum?« Tilly fand auch einen Stock und schleifte ihn neben meinem her.

Tilly hasste gar nichts.

»Es ist einfach der Tag vor Montag«, sagte ich. »Er ist immer zu leer.«

»Bald sind Ferien. Dann haben wir sechs Wochen lang nur Sonntage.«

»Ich weiß.« Der Stock hämmerte meine Langeweile ins Holz.

»Was sollen wir denn mit unseren Ferien anfangen?«

Wir erreichten das Ende des Zauns, und auf dem Weg wurde es still.

»Ich hab mich noch nicht ganz entschieden«, sagte ich und ließ den Stock aus der Hand fallen.



Wir bogen auf den Lime Crescent ab, unsere Sandalen ließen Steinchen über die Straße tanzen. Ich sah auf, aber das Sonnenlicht schoss von Autos und Fenstern zurück und quälte meine Augen. Blinzeln probierte ich es noch einmal.

Tilly bemerkte nichts, doch ich entdeckte sie sofort. Eine Gruppe von Mädchen, in einer Uniform aus langen, in regelmäßigen Abständen über die Schulter geworfenen Haaren und Lipgloss, die Hände in die Jeanstaschen gesteckt. Sie

standen an der gegenüberliegenden Ecke und taten nichts, außer älter als ich zu sein. Während sie einen abgewetzten Stiefel vor den anderen setzten und Kaugummi kauten, wägten sie unsere Anwesenheit ab. Sie waren schon ein paar Seiten weiter als ich, bei einem Kapitel, das ich noch nicht gelesen hatte, und ich konnte es kaum erwarten, dorthin zu kommen.

Ich kannte sie alle. So lange schon beobachtete ich sie vom Rand ihres Lebens aus, dass mir ihre Gesichter vertraut waren wie mein eigenes. Ich hielt nach irgendeiner Begrüßung bei ihnen Ausschau, aber da war nichts. Selbst als ich sie mit den Augen zu erzwingen versuchte. Selbst als ich so langsam wurde, dass ich fast stehen blieb. Tilly ging voraus, und als wertende Blicke auf mich fielen, ließ ich den Abstand zwischen uns wachsen. Da ich nichts mit meinen Armen anzufangen wusste, schlang ich sie mir um die Taille und bemühte mich, meine Sandalen rebellischer klingen zu lassen.

Hinter der Ecke wartete Tilly auf mich.

»Was machen wir jetzt?«, fragte sie.

»Keine Ahnung.«

»Sollen wir zu dir gehen?«

»Von mir aus.«

»Warum redest du so?«

Ich nahm die Arme von der Taille. »Weiß ich nicht.«

Sie lächelte, und ich erwiderte ihr Lächeln, obwohl es sich unbehaglich anfühlte.

»Gib mal«, sagte ich, nahm ihr den Südwester vom Kopf und setzte ihn mir auf.

Ihr Lachen kam sofort, und sie streckte die Hand danach aus. »Manche Leute können einfach keine Hüte tragen, Gracie. Er sollte bleiben, wo er hingehört.«

Ich hakte mich bei ihr unter, und wir liefen nach Hause. Vorbei an gleichförmigen Rasen und Schablonenleben und

Reihenhäusern, die Familien durch Zufall und aus Versehen aneinanderfesselten.

Und ich wollte, dass das ausreichte.



Als wir nach Hause kamen, schälte meine Mutter gerade Kartoffeln und unterhielt sich mit Jimmy Young im Radio. Er stand auf dem Regal über ihrem Kopf, und sie nickte und lächelte ihm zu.

»Du warst lange weg.«

Ich war nicht sicher, ob sie mit mir oder mit Jimmy sprach.

»Wir waren in der Kirche«, erklärte ich.

»Hat es euch gefallen?«

»Nicht so richtig.«

»Das ist schön«, sagte sie und fischte eine weitere Kartoffel aus dem schlammigen Spülbecken.

Tillys Gelächter versteckte sich in ihrem Pulli.

»Wo ist Papa?« Ich holte zwei Schmelzkäseecken aus dem Kühlschrank und schüttete ein Päckchen Chips auf einen Teller.

»Er ist sich eine Zeitung holen gegangen«, sagte meine Mutter und tauchte die Kartoffeln im Becken etwas nachdrücklicher unter. »Er kommt gleich zurück.«

Pub, sagte ich lautlos zu Tilly.

Ich wickelte den Käse aus, Tilly nahm ihren Südwester ab, wir hörten Brotherhood of Man und sahen meiner Mutter beim Kartoffelschneiden zu.

Save all your kisses for me, sang das Radio, und Tilly und ich machten den Tanz dazu mit den Armen mit.

»Glaubst du an Gott?«, fragte ich meine Mutter, als das Lied zu Ende war.

»Hm, glaube ich an Gott?« Ihr Schälen verlangsamte sich, und sie starrte an die Decke.

Ich konnte nicht verstehen, warum alle nach oben sahen, wenn ich die Frage stellte. Als erwarteten sie, dass Gott in den Wolken erschien und ihnen die richtige Antwort gab. Falls das so war, ließ Gott meine Mutter im Stich, denn wir warteten immer noch auf ihre Entgegnung, als mein Vater ohne Zeitung, dafür aber das British Legion noch in den Augen, an der Terrassentür auftauchte.

Er wickelte sich um meine Mutter wie eine Decke. »Wie geht es meiner wunderschönen Frau?«

»Für so einen Unsinn ist keine Zeit, Derek.« Sie holte eine weitere Kartoffel aus dem Wasser.

»Und meine beiden Lieblingsmädchen.« Er verwuschelte unsere Haare, was nicht so sinnig war, da weder Tilly noch ich Haare hatten, die sich besonders gut verwuscheln ließen. Meine waren zu blond und zu eigensinnig, und Tillys wollten sich partout nicht von ihren Spangen trennen lassen.

»Möchtest du mitessen, Tilly?«, fragte mein Vater.

Zum Sprechen beugte er sich vor und zerzauste ihr wieder die Haare. Immer wenn Tilly da war, wurde er zur Karikatur eines Vaters, einem Ersatzpapi. Mit Schwung füllte er eine Lücke in Tillys Leben, die sie gar nicht wahrgenommen hatte, bis er sie so feinfühlig herausstrich.

Sie wollte schon antworten, aber er steckte den Kopf in den Kühlschrank.

»Ich hab den dünnen Brian im Legion getroffen«, sagte er zu meiner Mutter. »Rate mal, was der mir erzählt hat.«

Meine Mutter schwieg.

»Diese alte Frau, die am Ende vom Mulberry Drive wohnt, weißt du, wen ich meine?«

Meine Mutter nickte die Kartoffelschalen an.

»Die haben sie letzten Montag tot gefunden.«

»Sie war schon ziemlich alt, Derek.«

»Ja, aber«, sagte er und wickelte sich ebenfalls eine Schmelzkäsecke aus. »Wahrscheinlich war sie schon eine Woche tot, und niemand hat was gemerkt.«

Meine Mutter wandte den Kopf zur Seite, und Tilly und ich starrten auf den Teller mit den Chips, um möglichst nicht an uns zu erinnern.

»Sogar dann hätte man sie noch nicht gefunden«, sagte mein Vater, »wenn es nicht so gestu...«

»Ihr Mädchen, geht doch noch mal nach draußen«, sagte meine Mutter. »Ich rufe euch, wenn das Essen fertig ist.«



Wir saßen auf der Terrasse, den Rücken an die Mauer gedrückt, um in einem Schattenstreifen zu bleiben.

»Stell dir vor, du stirbst und keiner vermisst dich«, sagte Tilly. »Das passt nicht so gut zu Gott, oder?«

»Der Pfarrer sagt, Gott ist überall«, erklärte ich.

Tilly runzelte die Stirn.

»Überall.« Ich breitete die Arme aus, um es ihr zu zeigen.

»Und warum war er dann nicht im Mulberry Drive?«

Ich betrachtete die Sonnenblumenreihe gegenüber. Meine Mutter hatte sie im letzten Frühjahr gepflanzt, und jetzt reckten sie sich über die Mauer und spähten in den Garten der Forbes wie Blütenespione.

»Das weiß ich nicht genau«, räumte ich ein. »Vielleicht war er gerade woanders.«

»Ich hoffe, uns vermisst jemand, wenn wir sterben.«

»Du stirbst nicht. Keiner von uns. Erst wenn wir alt sind. Erst wenn man es von uns erwartet. Bis dahin passt Gott auf uns auf.«

»Aber auf Mrs. Creasy hat er nicht aufgepasst, oder?«

Hummeln flogen zwischen den Sonnenblumen herum. Sie erforschten jede einzelne, tauchten in die Mitte ab,

suchten und inspizierten, bis sie dann wieder im Tageslicht auftauchten, gelb bestäubt und im Rausch ihrer Errungenschaft.

Und alles wurde so klar. »Jetzt weiß ich, was wir in den Ferien machen«, sagte ich und stand auf.

Tilly sah auf. Sie blinzelte mich an und schirmte die Augen vor der Sonne ab. »Was denn?«

»Wir sorgen dafür, dass alle sicher sind. Wir holen Mrs. Creasy zurück.«

»Und wie machen wir das?«

»Wir suchen nach Gott«, antwortete ich.

»Ach ja?«

»Ja. Gleich hier in dieser Straße. Und ich gebe nicht auf, bevor wir ihn gefunden haben.«

Ich streckte die Hand aus. Sie nahm sie und ließ sich von mir hochziehen.

»Okay, Gracie«, sagte sie.

Dann setzte sie ihren Südwester wieder auf und grinste.



AVENUE, NUMMER 6

27. JUNI 1976

Are you being served? lief montags, *The Good Life* dienstags und *The Generation Game* am Samstag. Wobei Dorothy beim besten Willen nicht begreifen konnte, was die Leute an Bruce Forsyth lustig fanden.

Beim Abspülen versuchte sie sich das einzuprägen wie für eine Prüfung. Es lenkte sie vom Gemeindesaal und dem Ausdruck auf John Creasys Gesicht und dem kribbeligen Gefühl in ihrer Brust ab.

Montag, Dienstag, Samstag. Normalerweise spülte sie gern ab. Sie sah gern in den Garten, ohne groß dabei nachzudenken, aber heute drückte die Hitze schwer gegen die Scheibe, sodass Dorothy sich vorkam, als stünde sie in einem riesigen Ofen.

Montag, Dienstag, Samstag.

Noch konnte sie sich erinnern, aber sie ging kein Risiko ein. Alles war in der Fernsehzeitschrift eingekringelt.

Harold wurde sehr gereizt, wenn sie ihn etwas öfter als ein Mal fragte.

Versuch, es dir zu merken, Dorothy, sagte er.

Wenn Harold wütend wurde, konnte er einen ganzen

Raum mit seinem Ärger ausfüllen. Ihr Wohnzimmer und das Sprechzimmer des Arztes. Sogar einen gesamten Supermarkt.

Sie strengte sich sehr an, sich die Sachen zu merken.

Manchmal aber entschlüpfen ihr die Worte. Sie versteckten sich hinter anderen Worten, oder sie zeigten sich halb und zogen sich wieder in ihren Hinterkopf zurück, bevor sie sie einfangen konnte.

Ich suche meine ... setzte sie dann an, und Harold schleuderte ihr Vorschläge entgegen wie Pistolenkugeln. *Schlüssel? Handschuhe? Brille? Handtasche?*, und dadurch verschwand das Wort, das sie gesucht hatte, erst recht.

Schmusedecke, hatte sie eines Tages gesagt, um ihn zum Lachen zu bringen.

Aber Harold hatte nicht gelacht. Vielmehr hatte er sie angestarrt, als hätte sie sich unaufgefordert in das Gespräch eingemischt, und dann sehr leise die Terrassentür hinter sich zugezogen und den Rasen gemäht. Und irgendwie erfüllte Stille einen Raum noch stärker als Wut.

Jetzt faltete sie das Geschirrtuch und legte es auf den Rand der Spüle.

Seit der Kirche war Harold ziemlich still. Er und Eric hatten John Creasy irgendwo deponiert, weiß Gott wo, sie hatte nicht einmal zu fragen gewagt, und hinterher hatte er sich hingesetzt und schweigend seine Zeitung gelesen. Er hatte schweigend gegessen und sich schweigend Soße auf das Hemd gekleckert, und auf ihre Frage, ob er zum Nachttisch Dosenmandarinen mit Kondensmilch wolle, hatte er nur genickt.

Als sie das Schälchen vor ihm abstellte, hatte er den einzigen Satz gesagt, der ihm den ganzen Nachmittag über die Lippen gekommen war. *Das sind Pfirsiche, Dorothy.*

Es passierte wieder. So etwas lag in der Familie, das hatte

sie irgendwo gelesen. Ihre Mutter hatte genauso geendet, wurde immer wieder um sechs Uhr morgens auf der Straße gefunden (Postbote, Nachthemd) und hatte alles abgestellt, wo es nicht hingehörte (Hausschuhe, Brotkasten). *Böser Sprung in der Schüssel*, hatte Harold es genannt. Sie war ungefähr in Dorothys Alter gewesen, als sie den Verstand zu verlieren begann, wobei Dorothy diese Formulierung schon immer merkwürdig fand. Als könnte man seinen Verstand verlegen wie einen Hausschlüssel oder einen Jack-Russell-Terrier, als wäre man sehr wahrscheinlich selbst schuld, weil man nicht richtig aufgepasst hat.

Nach wenigen Wochen war ihre Mutter in ein Heim gesteckt worden. Alles ging sehr schnell.

Es ist besser so, hatte Harold gesagt.

Das hatte er jedes Mal gesagt, wenn sie zu Besuch hinfuhren.

Nachdem er seine Pfirsiche gegessen hatte, hatte sich Harold auf die Couch gelegt und war eingeschlafen, wobei ihr absolut schleierhaft war, wie man bei dieser Hitze schlafen konnte. Da lag er jetzt immer noch, sein Bauch hob und senkte sich, während er träumte, sein Schnarchen hielt den Takt der Küchenuhr.

Dorothy räumte die Reste ihrer schweigsamen Mahlzeit ab und warf sie in den Treteimer. Das einzige Problem daran, den Verstand zu verlieren, war, dass man nie die Erinnerungen loswurde, die man loswerden wollte. Zuerst verschwanden die Erinnerungen, die man wirklich brauchte. Egal, wie viele Listen man schrieb und egal, wie viele Krügel man in die Fernsehzeitschrift malte und egal, wie oft man die Worte übte und übte und die anderen zu täuschen versuchte, die einzigen Erinnerungen, die blieben, waren diejenigen, die man sich am liebsten gar nicht angeeignet hätte.

Sie griff in den Müll und fischte eine Dose aus den Kartoffelschalen. Eingehend betrachtete sie sie.

»Das sind Pfirsiche, Dorothy«, sagte sie in die leere Küche.
»Pfirsiche.«

Sie spürte die Tränen, noch ehe sie wusste, dass sie entstanden waren.



»Das Problem ist, Dorothy, dass du zu viel denkst.« Harold wandte die Augen keine Sekunde vom Fernseher ab. »Das ist ungesund.«

Der Abend hatte die Sonne gemildert, und ein goldener Schimmer lag über dem Wohnzimmer. Er tauchte die Kommode in ein sattes Bernstein.

Dorothy zupfte nicht vorhandene Fusseln vom Ärmel ihrer Strickjacke. »Es ist schwierig, nicht daran zu denken, Harold, unter diesen Umständen.«

»Das ist was völlig anderes. Sie ist eine erwachsene Frau. Wahrscheinlich hatten sie und John nur einen kleinen Krach, und sie hat sich ein Weilchen aus dem Staub gemacht, um ihm eine Lektion zu erteilen.«

Sie musterte ihren Mann. Das Licht vom Fenster her verlieh seinem Gesicht ein zartes Marzipanrosa. »Ich hoffe nur, dass du recht hast.«

»Natürlich hab ich recht.« Sein Blick war immer noch auf den Fernseher geheftet, und sie sah seine Augen im Takt der wechselnden Bilder flackern.

Es lief *Sale of the Century*. Sie hätte wissen müssen, dass man Harold besser nicht ansprach, während er mit Nicholas Parsons beschäftigt war. Möglicherweise wäre es am schlauesten gewesen, die Unterhaltung in einer Werbepause zu führen, aber es waren zu viele Worte, und Dorothy konnte sie nicht daran hindern, ihr in den Mund zu klettern.



Joanna Cannon

Der Sommer der schwarzen Schafe

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
4 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-8090-2669-3

Limes

Erscheinungstermin: Mai 2017

Der heißeste Sommer aller Zeiten. Und eine englische Kleinstadt dreht durch ...

Eine ganz normale Straße in einer ganz normalen Vorstadt irgendwo in England. Als während eines ungewöhnlich heißen Sommers Mrs. Creasy verschwindet, wird hinter verschlossenen Türen und vorgehaltenen Händen getuschelt. Ist sie aus freien Stücken gegangen? Oder wurde Mrs. Creasy Opfer eines Verbrechens? Die beiden Mädchen Grace und Tilly beschließen, die Sache aufzuklären. Sie klopfen an Türen, stellen Fragen – und kommen dabei einem ganz anderen Geheimnis auf die Spur. Jeder hier scheint etwas verbergen zu wollen. Und als die Hitze immer drückender wird, drängt eine lange vergrabene Wahrheit ans Licht, die für alle Bewohner Konsequenzen haben wird ...



[Der Titel im Katalog](#)